

ten annehmen, obschon die Forderung bestehen bleibt, daß die Träger großer Verantwortung von dem Druck wirtschaftlicher Sorgen möglichst unabhängig bleiben, damit sie ihre Entschlüsse aus der weiten Sicht auf das Ganze, und nicht aus der Ungeduld der persönlichen Not heraus fassen.

Die Verminderung der äußeren Schaustellung der Autorität verstärkt aber auch die Forderung einer noch lebendigeren Verbindung mit dem Geistigen, das sie vertritt. Dieses muß durch sie mächtiger als früher durchleuchten, so daß es einer Rechtfertigung durch Worte nicht bedarf. Je mehr Planung und Amt um sich greifen, um so dringender wird es, daß die Kultur von geistigen Mächten getragen und vermenschlicht werde; diese verkörpern sich aber immer nur in einzelnen Personen. Unsere immer stärker versachlichte und sachhafte Kultur wird nur bestehen, wenn das Personhafte um so entschiedener dem Sachhaften Sinn und Grenze setzt, und seiner Kälte und Gleichgültigkeit die Wärme der Liebe mitteilt.

Welt unter geschlossenem Himmel

Zu den Büchern von Graham Greene

Von BERT HERZOG

Der folgende Aufsatz will nicht so sehr auf die geistige Problematik der Greeneschen Dichtung im einzelnen eingehen, als vielmehr die seelische Atmosphäre darstellen, in der die Greeneschen Menschen allesamt leben. Das bringt eine gewisse Einseitigkeit mit sich, die aber nicht dazu führen soll, das eigentliche Anliegen Graham Greenes zu verkennen. Andererseits fordert seine aufwühlende Dichtung geradezu eine persönliche Stellungnahme heraus, die je nach dem eigenen Standpunkt sehr positiv oder auch negativ ausfallen wird. Wir bringen den Aufsatz als Beitrag zur Auseinandersetzung um Greene, die gewiß noch nicht abgeschlossen ist. — Im übrigen seien unsere Leser auf die früher in dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsätze über Graham Greene verwiesen: Bd. 143 (Februar 1949) S. 354 ff. und Bd. 146 (April 1950) S. 24 ff. Zur Gesamtproblematik vgl. auch: Karl Rahner „Situationsethik und Sündenmystik“ in dieser Zeitschrift Bd. 145 (Februar 1950) S. 330 ff. Schriftleitung.

Die Umstände brachten es letzthin mit sich, daß ich während Wochen nur mit Greene beschäftigt war. Ich las nocheinmal seine Bücher vom „Man within“ bis zum „End of the Affair“. seine stories, „entertainments“ und Problem-Romane und es sind nun zwanzig Bände und viertausend Seiten geworden. Aber es war kein Vergnügen. Es war alles sehr düster, moros und makaber und bald nahm das Mißbehagen überhand, ein Gefühl von Übelkeit und Gereiztheit und jenes Aufbegehren, das sich dann einstellt, wenn man spürt, daß sich einer mit seinen Büchern im Kreise bewegt.

Denn es war immer ein und dasselbe. Ob sie glaubten oder nicht oder nur zu glauben glaubten, die Mr. D's und Ravens, die Pinkie Browns und Drovers, das änderte an ihrer Verlorenheit nicht das geringste und was geschah, ging unter geschlossenem Himmel vor sich. Es genügte schon, die „Nineteen Stories“ gelesen zu haben, um zu wissen, daß hier alles nur ein angstverzerr-

tes „Spiel im Dunkeln“ blieb, das Malaise von Menschen in Nebel und Ruß, humorlos und eigensinnig. Was aber die Gnade betraf, von der man gesagt hat, sie sei für Greene das Problem der Probleme, so schien sie mir weniger ein Problem zu sein als vielmehr problematisch ... Denn Greene entließ seine Menschen in die Nacht hinaus und keinem blieb der Sprung erspart ins völlig Ungewisse. Drüben aber, so schien es, stand ein unbegreiflicher Gott und entschied nach Gründen, die man nicht kannte.

Er forderte: Stürz dich hinab! Aber wer konnte das wagen? Das kann man tun, wenn man Gott liebt und Vertrauen zu ihm hat; aber wer liebte Gott und wer hatte Vertrauen? Die meisten haßten ihn und noch auf den letzten Seiten des letzten Romans setzt sich Bendrix auf sein Bett und spricht zu diesem Gott: „Ich kenne deine Arglist. Du bist es, der uns auf einen sehr hohen Berg führt und uns alle Reiche der Welt verspricht. Du bist ein Teufel, o Gott, der uns in Versuchung führt, den Sprung in die Tiefe zu wagen.“ In die Hände eines solchen Gottes kann man sich nicht fallen lassen, es sei denn mit Zittern und Zagen und einem Gefühl der Verzweiflung. Denn solch ein Gott ist unberechenbarer als das Schicksal.

Er liegt auch nur wie eine schwere Last auf vielen Menschen und mir schien, sie hätten es leichter, wenn er nicht wäre. Darum sagt auch Bendrix zu ihm: „Mit deinen erhabenen Plänen zerstörst du unser Menschenglück, wie der Schnitter das Nest einer Feldmaus. Ich hasse dich, Gott ... und ich bitte dich, laß mich für immer allein.“ Am besten hatten es jene, die nicht an ihn glaubten, wie Ida, die Lebensgierige in „Brighton Rock“ oder Kay, das wasserstoffsuperoxydblond Mädchen in „It's a Battlefield“ („Das Schlachtfeld des Lebens“); denn wer an ihn glaubte oder wer ihn für möglich hielt, verfiel zu oft der Verstörung. Er war ja kein Gott der Liebe, er war nur ein Gespenst am Rand der Welt, eine Mischung aus Altem Testament und Gorgo Medusa, eine Schreckgestalt, vor der man sich nur fürchten konnte. Die Menschen sahen ihn nicht, sie wußten auch nicht, wo er war; aber es war ihnen oft, als ob im Dunkel seine Hand nach ihnen griffe und dann setzte vor Schreck ihr Herz aus wie das des kleinen Francis Morton in einer der „Nineteen Stories“. Er stand drüben und wartete und packte die Seele, wenn sie kam, aber was er mit ihr machen würde, wußte niemand. Diese Greeneschen Menschen stellen sich Gott ein wenig tückisch vor, böseartig und insgeheim die Drähte spannend, über die man stolpern sollte. Am Ende zwar — sagte dieser und jener — gibt er vielleicht eine Chance und wer in der letzten Sekunde bereut, den nimmt er auf. Aber wer wird bereuen können und wer nicht? Wer wird die Chance haben und wer nicht? Hatte sie Pinkie, der Junge von „Brighton Rock“? Er war ein Verbrecher und bis zum Ende dem Haß verfallen; er war mit allem Schmutz und aller Gemeinheit vertraut, aber heimlich spielte er noch mit der Reue im letzten Augenblick „zwischen Sattelhorn und Erdenrand.“ Er meinte, es könne ihm vielleicht gelingen, aber es ist mehr als fraglich, ob es ihm gelang, vom Vitriol übergossen und im rasenden

Schmerz über die Klippe stürzend. Denn Pinkie glaubte nicht an die Gnade; er glaubte nur an die Reue. Er glaubte an sie wie an ein magisches Mittel, das zu seiner Verfügung stand. Er hoffte, daß er noch bereuen könne, daß es ihm noch möglich würde, Gott zu überlisten. Eine Sekunde würde genügen, ein Gedanke, ein Impuls, ein rascher Schwung, um Gott zuvorzukommen. Darauf stellte er sich ein, auf einen Trick, auf einen Handstreich. Aber dann schlug Gott ihn nieder. Denn Pinkies Gott war einer „unter Brüdern“, einer aus dem Hinterhalt, ein Niederschläger.

Es hat auch jeder *seinen* Gott in Greenes Romanen, seinen eigenen Gott. Der feschen Arnold Gott zum Beispiel hatte durchaus „nichts gegen ein bißchen menschliche Natur“ und der Gott von Maurice Bendrix war ein Schürzenjäger; er verdrehte den Frauen den Kopf und nahm sie den Männern weg. Sarah Miles Gott aber war immer noch ein wenig Mann; er „fühlte Schmerz und Lust“. Greene läßt seine Menschen, wie sie sind, und ihren Gott, wie er ist. Er analysiert und referiert, er postuliert nicht. Er sagt: so ist es jetzt. Hört euch das an, das meinen sie von Gott. Begreift ihr nun, warum es jetzt so ist mit ihnen. Und daß sie im Grunde nur den Teufel kennen und wissen, wie es in der Hölle ist? Darum sagt Bendrix: „Du bist ein Teufel, o Gott“.

Sie wissen auch nicht, was Liebe ist, und sie können nicht lieben. Nur zwei oder drei scheinen Liebe zu haben, zwei halbe Kinder und eine Frau, Else, die Vierzehnjährige in „The Confidential Agent“ („Die Jagd im Nebel“) und Rose, die kleine Kellnerin in „Brighton Rock“ („Am Abgrund des Lebens“) und dann vielleicht noch Sarah Miles. Aber was ist das für eine ungreifliche Liebe? Sie ist mehr ein Notschrei in der Einsamkeit, eine schwere, dumpfe, zähe Masse von Gefühlen und Verfallensein. Aber die andern haben nicht einmal das. Sie können nur „Liebe machen“, und das ist zumeist ein sehr verzweifelter Vergnügen. Es treibt sie etwas, aber wenn sie zusammenkommen, dann quälen sie sich. Dann „preßte Judy ihren Mund wie einen Saugnapf auf die Lippen Dallows; er spürte ihren säuerlichen Geruch und es ekelte ihn“, und Ida dachte in ihrem Schlafzimmer im Metropolit: „Immer enttäuschen die Männer, wenn es dazu kommt . . ., und nichts entsprach jemals der tiefen Erregung ihrer ständigen Sehnsucht.“ Auch das ist also nur die Hölle. Die Hölle des Geschlechts. Der Himmel ist fern, alles ist kalt und grau, über allem sind Nebel und Ruß, in allem ist Verzweiflung, Bosheit und Tücke; denn auch das „Liebe machen“ ist des Teufels.

Sie sind zum Sterben einsam. Im Dunkel gejagt, gehetzt, verfolgt, sieht keiner keinen und keiner kann keinem vertrauen; denn einer ist des andern Feind und jeder ist allein. Wenn sie „Liebe machen“, vergessen sie das ein wenig, aber wenn sie sich aus ihren Umarmungen lösen, schlägt wieder die Nacht über ihnen zusammen. Nur in der Masse wogen sie noch auf und nieder wie Hale in „Brighton Rock“; aber „nach dem dritten Schnaps begann er sich seiner Einsamkeit wieder bewußt zu werden . . . und es blieb ihm nichts anderes übrig, als mit seinem Feixen, diesem Brandmal des Alleinseins, die Strandstraße entlangzuspazieren“. Und als Drover in „It's a Battle-

field“ mitten in der Nacht erwachte, „weinte Milly an seiner Seite und was immer er tat, um sie zu trösten, er vermochte ihre Tränen nicht zu stillen. Er dachte an Kay, die so glücklich im Nebenzimmer schlief, und an ihre Sinnlichkeit. Das dort nennt man Lust, und dies hier ist ‚Liebe‘, kam es ihm bei. Er meinte damit den Haß und den Schmerz, das Schuldgefühl und das Schluchzen in dem Zimmer, durch das schon grau die Frühe zog, er meinte die Schlaflosigkeit und das Beben der Wände, die erzitterten, als die leeren Lastkraftwagen in der Morgendämmerung aus London hinausrollten.“ So lieben sie weder Gott noch die Menschen, vertrauen weder Gott noch den Menschen und sind allein in Angst, Verzweiflung, Haß und Not, allein im Gewühl, in ihren Betten, beim Schnaps, in ihren kalten Zimmern und beim „Liebe machen“. Ihr Credo ist ein „credo in unum satanum“.

Das ist auch bei den Katholischen so. „Bist du katholisch?“ fragte Pinkie in „Brighton Rock“, als Rose ihm einen Rosenkranz zeigte. Rose nickte. „Ich auch“, sagte er, „und denk dir, ich war einmal Chorknabe“ und auf einmal begann er mit seiner gebrochenen Knabenstimme zu singen: „Agnus dei qui tollis peccata mundi, dona nobis pacem.“ Die ganze verlorene Welt regte sich in seiner Stimme: der erleuchtete Winkel unter der Orgel, der Geruch von Weihrauch und frischgewaschenen Meßgewändern. „Aber ich geh nicht zur Messe“, sagte er dann. „Du glaubst aber doch“, beschwor ihn Rose, „du meinst doch, daß alles wahr ist?“ „Natürlich ist es wahr“, sagte er, „natürlich gibts ’ne Hölle, Feuer und Verdammnis ... Höllenqualen.“ „Und auch ’nen Himmel“, warf Rose angstvoll dazwischen. „Ja, schon möglich“, sagte der Junge, „schon möglich“ ... Aber eben nur möglich; denn in „The Lawless Roads“ („Gesetzlose Straßen“) heißt es einmal: „Man begann an den Himmel zu glauben, weil man an die Hölle glaubte, doch lange war es nur die Hölle, von der man sich eine bestimmte Vorstellung zu bilden vermochte“, und mir scheint, das habe man wohl zu beachten. Es gibt den Himmel nur, weil es eine Hölle gibt, aber die Hölle ist das erste und in den Himmel kommt nur, wer nicht in die Hölle kommt. Das in die Hölle Kommen scheint das übliche zu sein. Soweit sind sie, diese Greeneschen Menschen.

Und Mr. Greene? Ich wage hier nichts zu behaupten. Denn was Greene glaubt und was seine Menschen glauben, das scheint nicht ein- und dasselbe zu sein. Man kann ihn kaum mit seinen Figuren behaften. Er läßt sie sprechen und schaltet sich aus und seine „Helden“ sagen Dinge, die er niemals selbst so sagen würde. Er schreibt keine Ich-Romane und seine Pinkies und Bendrix, seine Ravens und Mr. Levers sind zwar wie alle Gestalten aus seinen Gefahren gemacht, aus den Verlängerungslinien seiner eigenen Möglichkeiten, aber sie sind nicht abzubauen wie ein Bergwerk biographischen Materials (wie Rilke gesagt haben würde). Sie haben ihren eigenen Wuchs und ihre eigene Wurzel und es schiene mir gewagt zu sein, von Greenes Figuren auf Mr. Greene zu schließen und von den Redensarten seiner Menschen auf sein eigenes Credo. Die Ausdeutung kann sich hier in keinen Biographismus verkriechen.

Er und seine Gestalten teilen zwar das Allgemeine; sie leben im heute und hier, in Nöten und Gefahr und im Zusammenbruch der viktorianischen Welt, sie teilen mit ihm das Unbehagen in dieser Zeit und das gereizte Gefühl einer Generation der Haltlosen und Enttäuschten. Aber seine Figuren sind nicht Individualitäten, sondern Typen. Das war von Anfang an so und das wird so bleiben. Schon sein Schmuggler Andrews, der „Held“ seiner ersten Geschichte („The Man within“), war ein Entwurf zu Pinkie und Raven. Greene glaubte einen Thriller zu machen, und der fünfundzwanzigjährige Journalist und Subredaktor der „Times“ hatte noch keine hohen Ansprüche und dennoch wurde das Buch ein Werk von deutlich Greenescher Prägung. Es ist schon ein Gehetzter da, einer auf der Flucht vor sich und andern, einer in seiner Angst, seiner Feigheit, seinen Minderwertigkeitsgefühlen, seiner Schuld und seiner verzweifelte Einsamkeit. Und diesen Typus hat er beibehalten, diesen und die andern Typen, die halbwüchsigen Mädchen, die selbstlos und selbstvergessen sich für ihre „Helden“ opfern, die Häscher und Verfolger, die Reihen der Verräter und Schmeichler, der kleinen Dirnen und kleinen Gauner, der Mittelstandsfiguren aus dem babylonischen London. Alle bleiben im Schema, haben ihr Profil und ihre Funktion, aber auch ihren seelischen Standard. Ihre Schwingungsbreite ist gering und ihre Differenzierung ist eine des Milieus und keine der psychischen Ausprägung. Seine „Helden“ sind extravertierte Introvertierte, eine besondere Spezies von aus der Bahn Geratenen. Ihre Kennzeichen sind Menschen-scheu, Kontaktschwäche, ein sexuelles Trauma und eine Art von Situations-psychose. Es sind „Fälle“, die Pinkie Browns, die Drovers, die Scobies, die Bendrix. Es sind labile Naturen, die von Greene, wie einmal richtig gesagt worden ist, gefangen gehalten werden. Sie werden von ihrem Schöpfer als Sklaven gehalten zu einem bestimmten Zweck und eigentümlich ist ihnen ein unheimliches Beharren in ihrer Passivität. Sie erleiden das Böse mehr, als daß sie es tun, „sich mit einem Seufzer des Widerwillens in das Schicksal ergebend“ wie Scobie in „The Heart of the Matter“ („Das Herz aller Dinge“).

Ihre Vergangenheit und ihre unklare Geschichte bleibt stets im Dämmer; denn wenn wir ihnen begegnen, dann haben sie ihren entscheidenden Fehltritt meistens schon hinter sich, sind in die Zange geraten und in den Mahlstrom der Konsequenzen. Greene beginnt seine Geschichten mit dem letzten oder vorletzten Akt; er zeigt uns noch das Ende und den Zerfall. Das Schicksal hat eingeschnappt, die Sache läuft und es ist nichts mehr aufzuhalten. Die Freiheit dieser „Helden“ besteht gerade noch darin, daß sie über ihr Geschick lamentieren; sie räsionieren und reflektieren, aber sie ändern es nicht mehr. Sie sind von dem Sog gepackt und werden von den Wirbeln in die Tiefe gerissen. Ihr Ende ist vorauszusehen.

In Greenes Romanen erscheint (man möchte glauben zu paränetischen Zwecken) die sorgsam vorbereitete Stimmung eines praktischen Nihilismus, eines Zerfalls der Werte und einer Entartung ins Chaos. Und darauf hat er es offenbar abgesehen: im Leser eine Leere zu erzeugen, eine Art von sec-

lischem Schwindel, ein unbestimmtes Gefühl von Sinnlosigkeit. So weit will er den Leser bringen, daß ihm zum Sterben übel wird vor jener Gattung Mensch, die der Autor im Dasein herumhetzt, und daß ihm der Verdacht aufsteigt: da fehlt etwas, da ist etwas nicht in Ordnung. Und dann hat er ihn dort, wo er ihn haben will. Er sagt ihm nicht, was fehlt, aber er beunruhigt ihn. Er erzählt modern und spannungsvoll, mit dialogischen Ein- und Ausblendungen, aber er vereckelt jedem Leser die Figuren. Man sieht, wie sie sich krümmen und lärmern und mit den Händen in der Luft herumfahren. Man sieht sie auch taumeln von Lust zu Lust. Sie übertönen die Stille mit Lärm, aber auf dem Grund ihrer Tage gähnt die Langeweile, das sinnlose Einerlei einer ewigen Schallheit. Das merkt der Leser und der Autor gibt Zeichen, aber es wird darüber kein Wort gesprochen. Es ist nur die Ubelkeit zu spüren, die allmählich aufsteigt, und wenn man das letzte Wort gelesen hat, legt man jedes der Greeneschen Bücher beiseite und fühlt sich zerschlagen und elend.

Und ich glaube, darin liegt das Wesentliche der Greeneschen Bücher und nicht in ihrer Problematik (die zu oft nur die Problematik der Ausdeuter zu sein scheint, etwas in Greene Hineinverlegtes und nicht aus ihm Herausgezogenes). Er zeigt die Welt unter geschlossenem Himmel und spart jene gewisse Stelle aus, um die dann ein unbeschreibliches betretenes Schweigen herrscht, die Stelle, wo Gott in den Menschen war und wo nun nichts mehr ist oder höchstens noch ein rächendes Gespenst.

Psychodiagnostik und Therapie

Von HUBERT THURN S.J.

Unter Psychodiagnostik versteht man die Methoden der Seelenkunde, deren Sinn die Erschließung der Eigenart eines Menschen, seiner Intelligenz und seines Charakters ist. Auch seelische Störungen können Gegenstand der Psychodiagnostik sein. Therapie meint jenen Bereich der Seelenkunde, welcher der Heilung von seelischen Störungen dienen will.

Es ist eine Tatsache, daß die Therapie erst allmählich den Wert einer eingehenderen diagnostischen Aufhellung erkannt hat. Sie ging zunächst auf eine Erkenntnis der Störungen und deren Grundlagen aus. Diese Störungen waren meist Triebstörungen, die zwar für die Ganzheit des Menschen von Bedeutung sind, auf Grund des Stufenbaues der menschlichen Person auch in die höheren Bezirke hineinreichen und dort vielleicht strukturierend wirken, die aber keineswegs in ihren Grundlagen die Ganzheit des Menschen darstellen. Die Therapie interessierte sich wenig oder gar nicht für die Intelligenz, deren Art und Grad; ebensowenig war ihr der Charakter bedeutsam, hier gesehen unter der Rücksicht der vorgegebenen Begabungen und der Besonderheiten des Interesses.